

Prof. Dr. Manfred Gerwing, Pieper-Rezension in: Wissenschaft und Weisheit 62 (1999) 150 - 156.

Pieper, Josef: Schriften zur Philosophischen Anthropologie und Ethik: Das Menschenbild der Tugendlehre. Hrsg. von Berthold Wald. Hamburg (Felix Meiner) 1996, 442 S., Leinen (= Josef Pieper. Werke in acht Bänden Bd. 4).- Ebenda: Grundstrukturen menschlicher Existenz. 1997, 422 S., Leinen (= Josef Pieper. Werke in acht Bänden Bd. 5).

Nachdem 1995 zunächst Band 3 der „Werkausgabe Josef Pieper“ im Verlag Felix Meiner mustergültig von Berthold Wald herausgegeben wurde (vgl. Rezension in WiWei 59 [1996] 154 - 158), liegen - nach einiger Verzögerung - jetzt zwei weitere Bände der *opera omnia* des inzwischen verstorbenen Philosophen aus Münster vor; und zwar die beiden Schriften zur Philosophischen Anthropologie und Ethik: Band 4 befaßt sich mit dem „Menschenbild der Tugendlehre“, Band 5 mit den „Grundstrukturen menschlicher Existenz“. Das zuerst genannte Buch enthält Piepers berühmte Abhandlungen über die vier Kardinaltugenden: den „Traktat über die Klugheit“ (1 - 42), „Über die Gerechtigkeit“ (43 - 112), „Vom Sinn der Tapferkeit“ (113 - 136) und „Zucht und Maß“ (137 - 197); außerdem die Traktate über die drei Göttlichen Tugenden: „Über den Glauben. Ein philosophischer Traktat“ (198 - 255), „Über die Hoffnung“ (256 - 295) und „Über die Liebe“ (296 - 414). Damit werden zum ersten Mal jene Arbeiten über die sogenannten sieben Haupttugenden der klassischen *virtus*-Lehre in einem einzigen Band in sachgemäßer Reihenfolge veröffentlicht, die Pieper zuvor einzeln, dazu noch in einem rund vierzig Jahren umfassenden Zeitraum und keineswegs in systematischer Sequentierung publiziert hatte. Zuerst war das Buch „Sinn der Tapferkeit“ erschienen, und zwar im Jahre 1934. Damals lebte der dreißigjährige Autor noch bei seinen Eltern, gehörte zu den Millionen von „Erwerbslosen“ in Deutschland und sprach im Blick auf das Manuskript dieses Werkes schon von seinem „Bumerang“. Mehrfach hatte er es nämlich Verlegern angeboten, nicht zuletzt katholischen. Doch immer wieder kehrte es in die Hand seines Autors zurück. In einer Zeit, in der dröhnend und voller Pathos das „Heroische“ propagiert wurde, schien eine ruhige, überdies an Thomas von Aquin

orientierte Reflexion über das, was „Tapferkeit“ eigentlich sei, nicht nur obsolet, sondern geradezu gefährlich zu sein. Mehr aus Verzweiflung als aus Einsicht schickte Pieper, wie er in seiner Autobiographie „Noch wußte es niemand“ (1976, 112) schreibt, das Manuskript an den vom Judentum zum Katholizismus konvertierten Jakob Hegner in Leipzig. „Aber siehe da, drei bis vier Tage später hatte ich >meinen< Verlag gefunden! Hegner antwortete fast postwendend. Das Schönste aber war, daß er fragte, ob es denn nicht sieben solcher Tugenden gebe; natürlich müsse ich auch über die anderen in dieser Weise schreiben.“ Im mutigen Hegner Verlag, in dem auch die Werke von Paul Claudel, Romano Guardini, Theodor Haecker und Georges Bernanos publiziert wurden, erschienen dann tatsächlich bereits ein Jahr später „Über die Hoffnung“, zwei Jahre später, 1937, der „Traktat über die Klugheit“ und - wieder zwei Jahre später - „Zucht und Maß“. Aber erst zu Beginn der fünfziger Jahre konnte - jetzt im Kösel Verlag, München, - „Über die Gerechtigkeit“ (1953) erscheinen. Die Reflexionen über die Kardinaltugenden sowie über eine der Göttlichen Tugenden lagen damit vor. Die ersteren wurden, wiederum im Kösel Verlag, in einer frühen Sonderausgabe unter dem Titel „Viergespann“ 1963 neu herausgegeben: nicht in der Reihenfolge ihrer Entstehung, sondern systematisch geordnet und völlig neu vom Autor überarbeitet. Leider fiel damals der wissenschaftliche Apparat dem „Interesse einer besseren Lesbarkeit“ (435) zum Opfer. Die vorliegende Edition rekurriert zwar im Blick auf die Kardinaltugenden auf diese Sonderausgabe, setzt aber klugerweise die Anmerkungen sowie einige andere Textpassagen hinzu, die in den ursprünglichen Publikationen zu lesen, in der damaligen Kösel-Ausgabe aber getilgt waren.

Fast zehn Jahre nach dem Traktat über die Gerechtigkeit entstand Piepers Versuch „Über den Glauben (1962) und wiederum zehn Jahre später „Über die Liebe“. Die vorliegende Edition der drei Göttlichen Tugenden rekurriert auf die 1986 ebenfalls im Kösel Verlag, München, publizierte Sonderausgabe „lieben, hoffen, glauben“. In diesem Fall war eine unveränderte Übernahme der Textgestalt möglich, wenngleich auch hier die Reihenfolge der Schriften im Sinne innerer Systematik verändert wurde. Den letzten Band „Über die Liebe“ zögerte Pieper immer wieder hinaus. Das Thema erschien ihm allzu schwierig. Mehrfach setzte er an, besprach seinen Entwurf im Wintersemester 1968/69 mit den Studierenden im „Freien Kolloquium“, verwarf das Manuskript, schrieb

es neu, veränderte wieder und formulierte noch einmal völlig um. Als das Werk dann endlich 1972 erstmals publiziert wurde, erfolgte noch im selben Jahr eine zweite und dritte Auflage, eine vierte erschien 1977. Zweifellos gehört „Über die Liebe“ zu den besten Werken Piepers. Und wenn man es jetzt von neuem in der vorliegenden Edition und im Zusammenhang mit den anderen Traktaten über die Tugenden ließt, erscheint einem das meiste, was heute zu diesem Thema veröffentlicht wird, von nahezu erschreckender Banalität, Piepers Werk indes von überraschender Aktualität. „Liebe“ bestimmt er - sprachlich und sachlich in unübertroffener Weise - als Gutheißung, Bejahung, Segnung des anderen: „Das Erste, das ein Liebender >will<, ist“, so formuliert Pieper mit Thomas von Aquin (STh II, II, 25,7), „daß der Geliebte existiert und lebt“ (318). „Das Ich, das liebt, will vor allem die Existenz des Du. Der ein wenig verschollene Phänomenologe und Logiker Alexander Pfänder, ein großartiger Beschreiber geistiger Lebensvorgänge, nennt die Liebe >eine Parteinahme für das Dasein des Geliebten<“ (318). Diese Parteinahme für den anderen, diese Gutheißung und Bejahung bedeutet für diesen nicht nur persönliche und soziale Anerkennung. Vielmehr weiß er sich durch die Liebe des anderen gewissermaßen neu erschaffen. „Ein Mensch >blüht auf< im Widerfahrnis des Geliebtwerdens; er wird nun erst ganz er selbst; es beginnt für ihn ein >neues Leben<“ (323). Dennoch wehrt Pieper sich gegen jede Art von romantisierender Überschätzung der Liebe. „Solche Ahnungen gerieten zwar sogleich ins Irreale, wollte sie im Ernst dem Menschen, und wäre er ein noch so leidenschaftlicher oder heroisch Liebender, irgendeine im strikten Sinn erschaffende, eigentlich kreaturische Macht zusprechen. Es ist Gott, der im Akt der Erschaffung, aller denkbaren menschlichen Liebe voraus und zuvor, gesagt hat: Ich will, daß du seist; es ist gut, >sehr gut< (Gn 1,31), daß du existierst. Er *hat* bereits allem, was dann Menschen etwa lieben und bejahen können, zugleich mit dem Dasein auch das Gutsein, und das heißt, das Liebenswertsein und die Bejahbarkeit, eingesenkt. Menschliche Liebe also ist, ihrer Natur nach und unvermeidlich, immer schon ein *Nachvollzug* und eine Art Wiederholung dieser auf vollkommene Weise und im genauen Sinn des Wortes kreaturischen Liebe Gottes“ (321). Josef Pieper beobachtet: In der Liebe werden die kreaturischen Tätigkeitswörter des ersten Genesiskapitels wirksam: ansehen, gutheißend, bejahend, anerkennend, segnend und heiligend. Am ehesten kann diese Wirksamkeit der Liebe im Blick auf die Liebe von Mann und Frau wahrgenommen

werden. Doch Pieper besteht darauf, daß diese Beobachtung für jede Liebesbeziehung gilt; auch für die schlicht praktizierte Nächstenliebe, sofern diese nicht als bloße, wenn auch perfekt organisierte Wohltätigkeit mißverstanden werden soll. Pieper reflektiert seine Beobachtungen vor allem mit Platon und Thomas. Er bringt das von ihnen über Liebe Gedachte neu ins gegenwärtige Gespräch. Natürlich kannten die „Alten“ nicht die Forschungsergebnisse der modernen Psychoanalyse, die uns heute durch die Arbeiten von S. Freud bis zu A. Mitscherlich und Horst-E. Richter zur Verfügung stehen. Aber Pieper macht deutlich, daß z.B. des Thomas Moralpsychologie (STh II, II) es wert wäre, psychoanalytisch aufgearbeitet zu werden. Solch eine Analyse könnte empirisch nachweisen (322 - 334; 373- 384), daß die recht verstandene und geübte Nächstenliebe tatsächlich jene Frustrationen und Aggressionen abzubauen hilft, die dem Subjekt drohen, das in seinem persönlichen wie gesellschaftlichen Leben nicht jenes Ansehen und jene Anerkennung, jene Gutheißung, Bejahung und Segnung erfährt, die jeder Mensch zum Leben braucht. Diese Nächstenliebe korrespondiert der Gottes- und Selbstliebe, ja hängt mit diesen ursprünglich zusammen. Pieper differenziert mit Thomas zwar zwischen Sexus, Eros und Agape, Amor und Caritas, aber er trennt sie nicht. Identität und Differenz der unterschiedlichen Weisen der Liebe werden von Pieper meisterhaft dargestellt und am Paradigma der ehelichen Liebe überzeugend artikuliert (384 - 396).

In „Grundstrukturen menschlicher Existenz“ (Bd. 5) kommen diese Reflexionen über die Tugenden im Blick auf den Menschen ausführlich zur Geltung. Der Band beginnt mit den „Grundformen sozialer Spielregeln“ (1- 47), einer kleinen Schrift, die, 1933 erstmalig im Herder Verlag publiziert, ein Jahr später aber bereits von den Nationalsozialisten verboten, mehrere Auflagen erlebte (Josef Knecht Verlag, Frankfurt a.M.) und in der vorliegenden Form auf eine vollständige Überarbeitung zurückgeht, die 1987 im Kösel Verlag erschien. Sodann wird der Blick gelenkt auf „Die Wirklichkeit und das Gute“ (48 - 98) und die „Wahrheit der Dinge. Eine Untersuchung zur Anthropologie des Hochmittelalters“ (99 - 179). Die erstere von beiden Werken stellt die überarbeitete Fassung der philosophischen Doktorarbeit Piepers dar, die letztere des Vf.s Habilitationsschrift. Piepers Promotion war zuerst 1929 unter dem Titel „Die ontische Grundlegung des Sittlichen nach Thomas von Aquin“ in einer Münsteraner

Dissertationsdruckerei, wenig später aber in einem kleinen Verlag in Münster erschienen. Auf Anregung Jakob Hegners übersetzte Pieper sie in ein allgemein verständliches Deutsch, änderte den Titel in ein Thema, das nicht „auf tausend Schritte nach Dissertation“ riechen sollte (Pieper, Noch wußte es niemand, 119), und publizierte sie schließlich 1935 bei Hegner als philosophisches Sachbuch. Doch erst nach dem Krieg erreichte die schließlich beim Kösel Verlag publizierte Arbeit höchste Auflagen, und, Ende der sechziger Jahre ins Englische übersetzt, auch internationale Aufmerksamkeit. Die vorliegende Edition geht zurück auf die 1963 im genannten Verlag in siebter Auflage erschienene Ausgabe. Dabei rekuriert die Hauptthese dieser Studie, wie Pieper später gesteht, auf ein Wort Romano Guardinis („Bedeutende Fördernis durch ein einziges Wort“, 1963). Ihn hatte der zwanzigjährige Pieper in einer Festrede zum hundertfünfundsiebzigsten Geburtstag Goethes, gehalten am 28. August 1924 auf Rothenfels am Main, sagen gehört, daß Goethe mit Thomas von Aquin vor allem in der Option für die „objektive Richtung“ übereinstimme: für den Respekt vor der Realität, dem wahrhaft Wirklichen. Dieses Wort habe bei Pieper mit einem Mal „die gedanklichen Materialien“ geordnet, die in ihm „seit langem schon in der trüben Lauge mühsamen Grübelns zur Formung drängten“ (Noch wußte es niemand, 70) und schließlich in den wichtigen Anfangssätzen seiner Dissertation wie folgt artikuliert wurden: „Alles Sollen gründet im Sein. Die Wirklichkeit ist das Fundament des Ethischen. Das Gute ist das Wirklichkeitsgemäße. Wer das Gute wissen und tun will, der muß seinen Blick richten auf die gegenständliche Seinswelt“ (48). Damit betont Pieper: Gut-Sein besteht nicht in der Erfüllung eines Gebotes, einer von außen an den Menschen herangetragenen Norm. Das Gute basiert vielmehr auf der Wirklichkeit. Diese gelte es wahrzunehmen und wahrzumachen. Wahrheit sucht Pieper dabei als „Enthülltsein der Wirklichkeit“ zu umschreiben, mit Hilarius auch als „Seinsverkündigung“ und mit Augustinus als das, „worin sich zeigt, was ist“ (50).

Dieser Gedanke kommt in „Wahrheit der Dinge“ anthropologisch zum Zuge. Dabei wird die Studie selbst 1945/46 von der Philosophischen Fakultät der Universität Münster als Habilitationsschrift angenommen und 1947 bei Jakob Hegner gedruckt. Die vorliegende Fassung geht auf die 1996 in vierter Auflage im Kösel Verlag erschienene Publikation zurück. Inhaltlich wird vor allem auf Thomas von Aquin rekuriert. Doch wer genau liest,

stellt fest: Pieper geht es gar nicht so sehr um Thomas, nicht darum, genau zu analysieren, was der Aquinate wo, wann und warum gesagt hat. Es geht Pieper überhaupt nicht primär darum, minutiös herauszufinden, was andere gesagt und gedacht haben, sondern mit Hilfe des Thomas und anderer, namentlich des Platon und Aristoteles, schlicht zu erkennen und nüchtern zu artikulieren, „wie sich die Wahrheit der Dinge“ verhält. Gerade darin sieht der Vf. das Strukturprinzip für die Realisierung des Guten: sich nach der Wahrheit der Dinge zu richten, wobei unter „Dinge“ (res) all das zu verstehen ist, was vorhanden ist, und damit natürlich auch und vor allem: der Mensch. Die Wahrheit des Menschen gilt es also zu erkennen und entsprechend dieser Wahrheit zu handeln. Noch genauer, weil existentieller formuliert: Der Mensch, will er gut und möglichst vollkommen sein, muß entsprechend seinem Sein leben: er hat sein Sein zu verwirklichen. Soweit jemand sein Sein verwirklicht, folgt er auf die ihm innewohnende Richtung des Seinkönnens, verwirklicht er sich selbst, ist er gut. Allgemeiner und mit Thomas formuliert: „Jedes Wesen ist so sehr vollkommen, wie es verwirklicht ist; und die Unvollkommenheit liegt darin, daß ein Seinkönnen nicht zur Verwirklichung kommt“ (STh I,II, 3,2). Gut-sein heißt im Blick auf den Menschen, sich selbst zu verwirklichen. „Die Verwirklichung der großen Ziele des menschlichen Lebens und die sittliche Selbstverwirklichung des Menschen vollzieht sich aber nicht anders denn in der jeweils gemäßen Antwort auf die Wirklichkeit, deren Totalität wir nicht ein für allemal auszumessen vermögen und deren Wesen die unbegrenzte Wandlungsvielfalt ist“ (178). Um diese Totalität der Wirklichkeit geht es vor allem in den hier erstmals veröffentlichten Reflexionen „Welt und Umwelt“ (180 - 206). Der Titel ist die von Berthold Wald treffend gewählte Überschrift für einen bedeutenden Auszug aus jener Vorlesung, die Pieper 1950 unter dem Thema „Einführung in die Philosophie“ an der University of Notre Dame, Indiana /USA, gehalten hat. Pieper bedenkt hier - in kritischer Auseinandersetzung vor allem mit den Forschungen von Jakob v. Uexküll und Arnold Gehlen - das, was für Platon und Aristoteles „und für die großen abendländischen Denker“ (189) den engen Zusammenhang zwischen Geist und Welt ausmachte. Zur „Welt“, verstanden im Sinne von Gesamtwirklichkeit, gehört für die „Alten“ (wie Pieper die genannten antiken und mittelalterlichen Gelehrten durchaus respektvoll nennt), daß sie die Welt als im Beziehungsfeld des Geistes liegend betrachten. „Dies nämlich und nichts anderes ist der Sinn des alten Satzes, dessen Verständnis uns ganz abhanden gekommen ist: Alles

Seiende ist wahr (omne ens est verum), und des anderen gleichbedeutenden Satzes: >Seiend< und >wahr< sind vertauschbare Begriffe: Was heißt nämlich >wahr< (in diesem Sinn der Ding-Wahrheit, der Wahrheit der Dinge)? >Ein Ding ist wahr< heißt: Es ist erkannt und erkennbar, erkannt durch den absoluten Geist, erkennbar für den nicht-absoluten Geist“ (190). Erst auf diesem erkenntnistheoretischen Hintergrund bekommt die Frage nach der Sünde allererst ihre anthropologische Zuspitzung und durchaus philosophische (noch gar nicht theologische) Schärfe: Wie ist es möglich, daß der Mensch das Wirkliche wahrnimmt und diese auch als Gutes bejaht, aber trotzdem das Böse tut? Eine Frage, die eine Feststellung impliziert, welche bekanntlich nicht nur Paulus, sondern bereits Ovid beklagen (*Video meliora proboque, deteriora sequor.*“ *Metamorph.* ,20). In „Über den Begriff der Sünde“ (207 - 279) denkt Pieper über diese Frage streng philosophisch nach, d.h. „in dezidierter Offenheit für jeden möglichen Aspekt“ (279). Schon gar nicht darf es wundern, daß Pieper dabei auch die Auskünfte der Bibel und der Theologen, ja der Liturgie und des Bußritus einzuholen und zu reflektieren wagt. Seine hier dargelegten Überlegungen erschienen zum ersten Mal 1977, haben aber ihre bis in die fünfziger Jahre zurückreichenden akademischen Wurzeln. Im Wintersemester 1953/54 hat der Vf. in Münster das entsprechende Themenfeld als Frage an den Aquinaten formuliert und insofern als „Thomas-Interpretation“ behandelt (414). Doch hat er sein Manuskript mehrfach überarbeitet, es wiederum den Studierenden vorgestellt (1961/62; 1967/68; 1976) und schließlich in der Form der fünften Niederschrift im Kösel Verlag publiziert. Was dabei herauskam, ist mehr als eine Thomas-Interpretation. Es ist ein tiefnotendes Gespräch, in dem Thomas von Aquin durchaus zu Wort kommt, das aber mit der Philosophie der Moderne über den Begriff der Sünde geführt wird; und zwar bis an die Grenze des Geheimnisses: *reductio ad mysterium* (267). Abgeschlossen wird der Band mit Piepers Darlegungen über „Tod und Unsterblichkeit“ (280 - 397). Der vorliegende Text gibt dabei die zweite Auflage des 1979 im Kösel Verlag erschienenen Buches mit gleichnamigem Titel wieder. Auch dieses Werk hat seine universitäre Geschichte, war zunächst als Vorlesungsmanuskript zum Wintersemester 1958/59 konzipiert, hat als solches zahlreiche Überarbeitungen erfahren, wurde mehrmals innerhalb einer Vorlesungsreihe vorgetragen, zuletzt 1966 den Studierenden in Essen, und erschien schließlich 1968 erstmals im Kösel Verlag. Die vorliegende Edition darf dennoch nicht als das letzte Wort

des Vf.s zu diesem Themenkomplex verstanden werden. Der Herausgeber weist in seinen sorgfältig erstellten editorischen Hinweisen (411 - 414) darauf hin, daß das siebte Kapitel (371 - 384) des Werkes im noch zu erscheinenden Band 8 (Miscellen, Register und Gesamtbibliographie) seine korrekt korrigierte Erweiterung durch den Verfasser selbst erhält. Diese wiederum geht zurück auf spätere Vorlesungen, in denen sich Pieper intensiv mit den gegenwärtigen philosophischen wie theologischen Reflexionen über „Tod und Unsterblichkeit“ auseinandersetzt. Da der Vf. dabei auch auf die zum Teil polemischen Entgegnungen auf seine 1968 und 1979 erschienenen Ausführungen in gewohnt ruhig-nüchterner, die Sache auf den Punkt bringender Weise antwortet, dürfen wir schon jetzt auf diese Neuüberarbeitung gespannt sein. Zu hoffen ist nur, daß der ursprünglich vorgesehene Zeitrahmen der Gesamtedition, schon jetzt überschritten, nicht allzu sehr strapaziert wird. Denn das, woran Josef Pieper in seinen Schriften uns erinnern will, ist bereits vielen allzu sehr aus dem Blickfeld geraten. Martin Walser z.B. bietet dafür nur allzu offensichtlich den Beleg. Dieser gefeierte Schriftsteller unserer Tage, immerhin 1998 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet, meinte am 11. 10. des selben Jahres in der *Neue Züricher Zeitung*, im Blick auf die christliche Ethik von einer Gebote- und Pflichten-Lehre sprechen zu dürfen und deswegen unumwunden die Verabschiedung vom Christentum fordern zu müssen. In seinem Artikel *Ich vertraue. Querfeldein* behauptet er, daß das Christentum uns böse mache. Seine Argumentation: Weil das Christentum die Liebe als Gebot verkündet, gibt es tatsächlich so wenig Liebe auf dieser Welt. Die zunehmende Lieblosigkeit dieser Welt aber führe uns geradewegs in die globale Katastrophe. „Auf das Liebesgebot reagiere ich wie auf alle Gebote widerstrebend. Durch solche Texte soll unsere Natur diszipliniert werden. Dazu muß sie uns zuerst einmal schlecht gemacht werden. Wir werden darauf eingestimmt, daß wir böse sind, wenn wir nicht das tun, was von uns verlangt wird. Von da an läuft alles verkehrt.“ Si tacuisses...! Hätte Walser doch nur die vorliegenden Bände von Josef Pieper gelesen, dann wüßte er, daß er mit seiner Kritik lediglich dokumentiert, daß er die christliche Ethik gar nicht oder doch zu wenig kennt. Pieper weist vor allem in den vorliegenden Bänden nach, daß die christliche Tugendlehre gerade nicht zuerst und zunächst den Menschen daran erinnert, daß er „böse“ ist, sondern welche großartige Fähigkeiten er besitzt. Die Grundtugenden werden nicht am Menschen vorbei formuliert, sondern basieren auf den Grundstrukturen menschlicher

Existenz. Sie handeln nicht von Geboten und Verboten, nicht von Pflichten und Normen, die von außen an den Menschen herangetragen werden, sondern gehen vom Menschen aus, von seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten, wahrhaft und gut zu leben. Walser verwechselt schlicht die neuzeitliche Gebote- und Pflichten-Lehre mit der aus dem christlichen Menschenverständnis sich ergebenden Sorge um das Richtigsein des Menschen und seiner Lebenspraxis. Jene ist zu kritisieren, ja sie ist, wie Berthold Wald in seinem ausgezeichneten Nachwort „Wende zum Menschen“ aufweist (399 - 410), im Grunde bereits am Ende. Diese verdient es hingegen, gerade als anthropologisch begründetes Alternativmodell in Zukunft beachtet und neu wahrgenommen zu werden.

Manfred Gerwing

